Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 11

Artikel: Als Pflanzephysiologin in Südafrika
Autor: Henrici, Marguerite
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069245

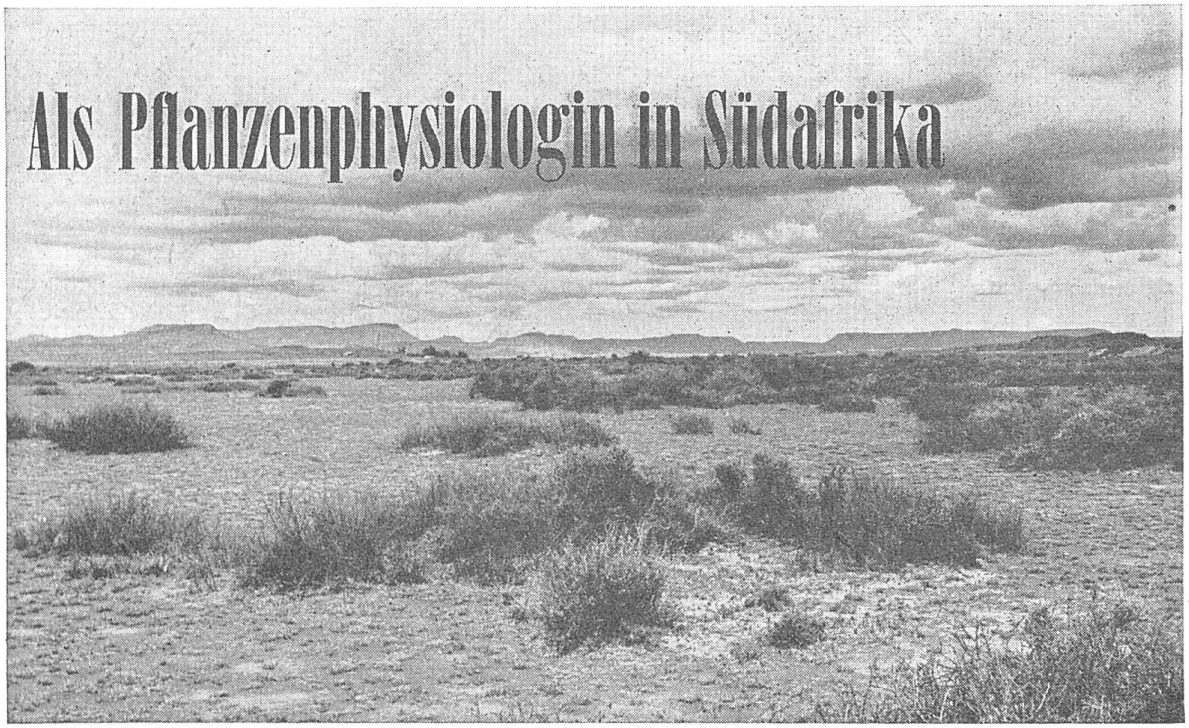
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Als Pflanzenphysiologin in Südafrika

Von Dr. Sc. Ph. D. Marguerite Henrici
Senior Professional Officer

Die Verfasserin hat vor ihrem Rückflug nach Süd-Afrika gerne die Gelegenheit benutzt, den Lesern des « Schweizer Spiegels », den sie seit vielen Jahren kennt und schätzt, von ihrem Leben und Wirken zu erzählen.

Es war kurz nach dem ersten Weltkrieg. Ich arbeitete als Assistentin des Basler Botanischen Institutes, stellte Mikroskope für die Vorlesungen ein und überwachte Studentenarbeiten. Mancher junge Basler Doktor bekam zu jener Zeit eine Stelle auf den Malaiischen Inseln, die Biologen unter ihnen, um bei der Schädlingsbekämpfung auf Tee-, Gummi- und Kakaopflanzungen mitzuwirken. Es kam ihnen zugute, daß damals von Holland nur Leute aus neutralen Ländern gesucht wurden. Wahrscheinlich sehr wenige von ihnen hatten, wie ich, ihr Examen mit der höchsten Auszeichnung, *summa cum laude,* bestanden, aber ich war eine Frau, und von solchen wollte man nichts wissen. « Sie taugen nichts für das Klima », hieß es. Dabei hätte doch auch ich so gerne etwas von der Welt gesehen.

Unerwartet kam dann die Reihe dennoch an mich. Ich war eine schüchterne Studentin gewesen. Es studierten damals auf der Basler Universität noch recht wenige Mädchen, und ich fürchtete mich etwas vor den Studenten. Deshalb hatte ich mich in den Vorlesungen mit Vorliebe neben einen ältern Herrn gesetzt. Bei einem sechsstündigen Kolleg und auf zahlreichen Exkursionen wurden wir näher bekannt. Er erzählte viel von Südafrika, und ich erfuhr, maß mein Banknachbar Sir Arnold Theiler Direktor des tierärztlichen Institutes Onderstepoort bei Pretoria war. Er weilte auf Europabesuch und nahm alle möglichen Kurse, um seine Kenntnisse wieder aufzufrischen.

Die Jahre vergingen. Eines Tages meldete sich bei meinem Chef, Professor Senn, Besuch. Es war Sir Arnold. Ich durfte ihm das kleine Labor auf Muottas Muraigl oberhalb Pontresina zeigen, in dem die Physiologie der Hochgebirgspflanzen am Standort untersucht wurde. Unvermittelt

fragte er mich, ob ich eine Stelle als Pflanzenphysiologin in Südafrika annähme. Ich war zu verdutzt, um bestimmt zu antworten. Sir Theiler verabschiedete sich von mir mit den Worten: «Auf Wiedersehen in Südafrika.»

Nach Monaten, es war im Jahre 1922, teilte mir Sir Arnold mit, meine Angelegenheit liege vor dem Parlament. Mißtrauisch, wie wir Schweizer sind, hielt ich das für eine höfliche Art, mir zu sagen, aus meiner Stelle werde nichts.

Plötzlich starb mein Vater; ich stand vor der Notwendigkeit, meinen Unterhalt zu verdienen. Der Rektor der Universität Basel stellte mir zwar in Aussicht, meine Assistentenstelle so auszubauen, daß ich davon leben könne. Aber vielversprechend war der Gedanke nicht, lebenslänglich für die Studenten Mikroskope einzustellen. Drei Tage später befand ich mich wieder auf Muottas Muraigl, und dort erreichte mich ein Telegramm, das mir in aller Form einen Kontrakt für Südafrika antrug. Ich mußte mich sofort entscheiden und habe es getan.

Der «High Commissioner» in London besorgte den geschäftlichen Teil und bestellte den Schiffsplatz. Ich bekam einige 1000 Franken überwiesen, um etwa nötige Apparate zu kaufen. Diese Großzügigkeit stellte mich vor eine schwierige Aufgabe, denn ich wußte ja nicht, welche Apparate sie bereits in Afrika besaßen. Immerhin muß ich richtig gekauft haben, denn schon bei meiner Ankunft wurden mir wieder 1000 Franken für Bücher zur Verfügung gestellt. Ich legte damit die Grundlage für eine schöne biologische Bibliothek.

Fünf Wochen nach Erhalt des Telegrammes schwamm ich auf dem Wasser, obschon mir von älteren Herren in der Schweiz sehr abgeraten worden war, mich nach Südafrika zu verpflichten.

In Southampton hatten mein späterer Chef und seine Gemahlin, Dr. und Mrs. Pole Evans, mit mir das Schiff bestiegen. Sie waren vom «High Commissioner» von meiner Ankunft unterrichtet worden und nahmen sich meiner rührend an. Das war notwendig, denn mein Schulenglisch hatte ich ziemlich vergessen, und ich war der einzige Nichtengländer auf der Union Castle Line. Während der Überfahrt las ich englische Unterhaltungsliteratur, um einen Wortschatz zu bekommen.

Meine Apparate waren in großen Kisten verstaut. Diese erregten den Zorn des afrikanischen Zöllners in Kapstadt. Er donnerte mich auf Englisch an, meine Kleiderkisten selbst zu öffnen. Ich war so erschrocken von der Voraussicht, mit meinen riesigen Kisten nicht zurechtzukommen, daß ich einfach sprachlos blieb. Da kam mir Dr. Pole Evans zu Hilfe, indem er mich als Regierungsbeamtin und die Kisten als Eigentum der Regierung vorstellte.

Bei der Landung wurde ich von Dr. Marlot, dem ältesten Botaniker Südafrikas, willkommen geheißen.

Nach einer heißen Reise nach Pretoria holte mich Sir Arnold Theiler an der Station ab. Wir fuhren rasch in ein Hotel; aber ohne daß ich Zeit gehabt hätte, mich zu waschen, ging es auf einem Capecart, einem zweirädrigen, durch Pferde oder Maultiere gezogenen Wagen, weiter nach Onderstepoort. Auf dem Wege sah ich alle die neuen Pflanzen, mit denen ich mich beschäftigen sollte. Sie waren mir völlig unbekannt, und mir wurde bei den lateinischen Namen, die Sir Arnold nannte, ganz bang. Sir Arnold beruhigte mich aber, daß man mir einen Systematiker schicken würde, um mich in die Pflanzenwelt von Bechuanaland einzuführen. Das Riesenlaboratorium Onderstepoort machte mir einen großen Eindruck. Wir sind uns in der Schweiz an nichts Derartiges gewohnt. Es arbeiteten dort sechzig Akademiker, zweihundert «Laienassistenten», Mitarbeiter mit Matur, aber ohne Universitätsstudien, und fünfhundert Eingeborene.

In der Halbwüste

Nach wenigen Wochen wurde ich zur Außenstation Armoedsvlakte in Bechuanaland gebracht. Meine Aufgabe bestand darin, den biologischen, d. h. den durch den Einfluß von Pflanzen bedingten Teil

von Tierkrankheiten zu untersuchen. Vor allem handelte es sich um die Lamziekte-Krankheit. Diese verursacht Lähmungserscheinungen des Viehs, die vom Phosphormangel der Weide herrühren und auf die Botulinusinfektion zurückgehen, die entsteht, weil das Vieh wegen des Phosphormangels herumliegende Knochen frißt. Heute füttert man dem Vieh Knochenmehl, um das Knochenfressen zu verhüten.

Außer dem Systematiker, der mich in die dortige Pflanzenwelt einführte, stand mir eine Privatassistentin für die chemischen Analysen zur Verfügung. Leider hatte ich bei der Wahl meiner Damenmitarbeiterinnen kein Glück, denn alle haßten ein so abgelegenes Laboratorium, das fast 25 km von dem nächsten Dorf entfernt war, dem kein Auto und kein Telephon zur Verfügung stand und dessen Personal nur einmal im Monat auf einer Capecart das Dorf besuchen konnte. Ich war aber von meiner Arbeit so begeistert, daß ich die Weinszenen meiner Assistentinnen gar nicht begreifen konnte. Heute, älter und milder geworden, verstehe ich sie besser.

Zum Labor gehörten etwa sechs Häuser für das Personal. Der «Officer in Charge», ein Italiener, lebte mit seiner Familie dort. Er, meine Assistentin und ich waren die einzigen Akademiker. Die anderen Männer betreuten unsere etwa tausend Stück Vieh, die wir für die Fütterungsexperimente brauchten. Außerdem sorgten sie für das Haus, das Wasser und die Elektrizität.

Unser «Officer in Charge» wurde bald durch einen südafrikanischen Professor ersetzt, der mit seiner jungen Frau gewissermaßen auf der Hochzeitsreise zu uns kam. Ich befreundete mich mit beiden eng.

Meine Arbeit begann um sechs Uhr morgens und dauerte mit einem kurzen Unterbruch für den Lunch bis fünf Uhr abends. Dabei mußte ich wöchentlich einmal dreißig Stunden hintereinander arbeiten, um die Tageskurve der Wasserabgabe der Pflanzen festzustellen. Nach solchen Tagen schlief ich dann am anderen Morgen einige Stunden länger. Unter diesen Umständen konnte ich, wenn man mich fragte, was ich denn in meiner Freizeit tue, nur sagen: «Ich schlafe.» Aber übers Weekend las ich viel Englisch, weil meine Arbeiten später in englischer Sprache publiziert werden mußten.

Besuche aus Onderstepoort, mit denen man zwei Tage fachsimpeln und nach den Officestunden allerlei Persönliches besprechen konnte, waren für uns in der Einsamkeit immer Feste.

Während des Winters hielt ich mich gewöhnlich für etwa zwei Monate in Pretoria auf, da dann in Bechuanaland kein grünes Gras ist. Dort erholte ich mich von meiner Einsamkeit bei manchem schönen Konzert- oder Theaterabend, aber viel Bekanntschaften machte ich auch dort nicht.

Ich wurde «Officer in Charge»

Nach zwei Jahren rief die Universität von Pretoria ihren Professor zurück, weil er nicht dazu da sei, um in Halbwüsten zu sitzen, sondern um zu dozieren. Ich wurde sein Nachfolger. Nun kam mein schwerstes Lebensjahr, denn wenn ich auch Studenten und Doktoren gegenüber meinen Mann stellen konnte, so fiel es mir doch schwerer, mir den Laienassistenten und den Arbeitern gegenüber Autorität zu verschaffen, da sie ja alle viel älter waren als ich. Ich vermute, daß auch in der Schweiz sich Angestellte und Landarbeiter nicht gerne von einer Frau befehlen lassen. In Südafrika kam noch dazu, daß ich die zweite Landessprache, das Africaans, nicht kannte und die unteren Angestellten meist aus der Africaans sprechenden Bevölkerung stammten.

Als «Officer in Charge» mußte ich auch bei Tierkrankheiten Diagnosen von Blutabstrichen geben können. Ich erhielt in Pretoria kurz Unterricht am Mikroskop, um die Milzkrankheit und das Ostküstenfieber zu diagnostizieren. Ich fühlte mich sehr stolz, als ich bald darauf gegen einen herbeigerufenen Tierarzt recht behielt, dessen Fehldiagnose zu einer Exhumation nach sechs Tagen führte. Dieser Tierarzt

getraute sich sechs Wochen nicht mehr, mich zu besuchen. Aber Freunde sind wir doch geblieben.

Zu jener Zeit wurden wir von der ersten großen Heuschreckeninvasion heimgesucht. Ein Voetangerschwarm (ganz junge Heuschrecken) nach dem andern hopste von morgens acht Uhr bis sechs Uhr abends vorüber. Wir vernichteten auf unserer Farm etwa sechzig Schwärme von Abermillionen Heuschrecken. Kein grünes Blatt und keine Frucht waren mehr zu sehen. Meine Haushälterin hatte alle meine Einmachgläser mit Heuschrecken, für sie ein Leckerbissen, vollgestopft. Ich konnte mich nicht überwinden, sie auch nur zu kosten.

Die Heuschrecken hatten meine Arbeit verzögert. Mein Kontrakt wurde verlängert. Eine der wenigen Abwechslungen bestand darin, daß einer meiner besten Laienassistenten durch eine Kobra gebissen wurde. Ich konnte keinen Arzt bekommen. Ich mußte die ersten Spritzen und Schnitte nahe bei der Pulsader mit dem Mut der Verzweiflung selbst ausführen. Der Mann kam durch. Die Union dankte mir mit der Bemerkung, eine Spritze in die Vene hätte besser geholfen. Nach diesem Zwischenfall hörte man aber auf, mich mit meiner Schlangenfurcht zu necken, und ich bekam so viel Serum auf die Station, als ich wünschte.

Von einem Examen mit Hindernissen, meiner Einbürgerung und einem neuen Doktorhut

Schon hieß es, ich würde mit meiner Privatassistentin nach dem östlichen Transvaal versetzt, um dort Phosphoruntersuchungen zu unternehmen. Meine paar Möbel waren bereits auf der Bahn, als ich telegraphisch zu einem Rapport nach Pretoria gerufen wurde.

Meine Privatassistentin hatte bei der Aussicht, noch weiter weg von der Zivilisation zu kommen, bei sich Blinddarmsymptome entdeckt. Diese verschwanden nun augenblicklich. In Pretoria wurde mir erklärt, ich habe sofort Africaans zu lernen, mein Kontrakt werde ein Jahr verlängert, dann hätte ich in dieser Sprache ein Examen abzulegen.

Da ich meine wissenschaftlichen Arbeiten ohnehin am besten in Pretoria ausfeilen und abschließen konnte, beschloß ich, dort zu bleiben und bei dieser Gelegenheit in Africaans Stunden zu nehmen. Es wurden mir ein paar Zimmer zur Verfügung gestellt. Ich nahm ein junges africaanssches Mädchen als Haushälterin und las dieser allabendlich africaanssche Bücher vor.

Der Sommer 1925/26 war fürchterlich heiß. Die zusätzliche Belastung, täglich neben der Beschäftigung im Labor drei Stunden einer neuen Sprache zu widmen, war so groß, daß ich mehr als einmal ohnmächtig zusammenfiel. Dennoch kamen meine Arbeiten in das druckfertige Stadium, und nach acht Monaten konnte ich mich außerdem zum Examen in Africaans melden. Der Examinator war der Secretary for Interior. Plötzlich weigerte sich dieser, das Examen abzunehmen, weil er ohnehin schon die Feindschaft aller englischen Wissenschafter in Südafrika auf sich gezogen habe, da er sie alle wegen ungenügender Leistung beim Examen durchfallen lassen müsse. Er wurde dann doch gezwungen, meine Prüfung abzunehmen, da diese allein mir das Recht auf eine staatliche Dauerstellung mit Pensionierung gab.

Zum Erstaunen meines Examinators bestand ich das Examen sehr gut. Ich sollte nun meine feste Staatsstelle bekommen. Bei dieser Gelegenheit stellte man plötzlich fest, daß ich gar nicht britischer Untertan war. Fatalerweise änderte zu eben dieser Zeit, nämlich am 26. Juli 1926, das afrikanische Gesetz. Vom 1. Juli an mußte man fünf Jahre im Lande sein, bevor man das britische Bürgerrecht erwerben konnte. Ich weilte erst drei Jahre in Südafrika. Aber durch die Hilfe meiner Onderstepoort-Freunde gelang es mir, mich innerhalb von vier Tagen zu naturalisieren. Das Schweizer Bürgerrecht blieb mir erhalten.

Sobald diese Klippe umschifft war, wurde ich nach Ermelo, ins östliche Transvaal, versetzt. Es liegt fast 2000 Meter über Meer. Sein Klima ist ganz europäisch mit viel Regen und großer Kälte im Winter.

Das dortige Laboratorium befand sich zehn Kilometer vom Städtchen entfernt und lag so einsam, daß das Departement mir verbot, dort zu wohnen. So nahm ich meinen Wohnsitz im Ort und fand damit endlich Gelegenheit, auch außerhalb des Labors Freunde zu gewinnen. Ein holländischer Arzt, Dr. F. Yurriaanse, der eine Farm nahe bei Ermelo besaß, sammelte sonntags alle Akademiker, Ärzte, Tierärzte und Lehrer im Umkreis von hundert Kilometern in seinem riesigen Hause. Er besaß eine wunderbare Bibliothek. Seine Farm war eine der schönsten der Gegend. Zu ihr gehörten große Eichen- und Coniferenplantagen, in denen man stundenlang spazieren konnte. Ich verlebte dort manches schöne Wochenende und besuchte die Familie noch, nachdem ich schon lange von Ermelo weg versetzt worden war.

Das Laboratorium, in dem ich hier arbeiten sollte, war schlecht ausgerüstet und verwaltet. Bei den Außenstationen kommt es eben sehr darauf an, wer sie leitet. Das Hauptlabor ist für eine genaue Kontrolle zu weit entfernt. Obschon ich mitten im Winter angerückt kam, fand sich für mich weder ein Stuhl noch ein Ofen. Bei meiner Klage in Pretoria erlaubte man mir, meine Phosphorarbeiten im Ort abzufassen und diesen nur zu verlassen, wenn es zum Einsammeln der Versuchspflanzen nötig war. Meinen neuen Assistenten ließ ich mir nicht kommen, da zunächst keine Möglichkeit zu chemischen Arbeiten bestand.

Die ersten Monate verbrachte ich deshalb nicht gerade in bester Laune, bis Sir Arnold Theiler selbst kam und mit dem Public Works' Department sprach. Daraufhin war in wenigen Tagen alles Nötige da. Ich konnte meine Mineralstoffuntersuchungen im Ernst beginnen. Auch mein Assistent rückte nun an, und wir kümmerten uns wenig um die anderen Insassen des Labors. Die Vegetation, ein Grasveld (Weideland), ist prachtvoll. Nie habe ich so viele Monokotyledonen, vor allem Lilien, blühend beieinander gesehen. Agapanthus (blaue, weiße, gelbe und rote), weiße Canna und die gelbe Gloriosa superba wachsen in den Felsen der Weide.

Da ich täglich mit einem Capecart zu einer bestimmten Zeit vom Städtchen auf die Farm und zurück gebracht werden mußte, hatte ich die Abende frei. Anfangs genoß ich diese Mußezeit. Aber im Städtchen befand sich ein Cinema, in das mich meine Pensionsdame schleppte, so oft sie konnte. Ich war jedoch nie ein großer Freund des Kinos und suchte deshalb nach einer Möglichkeit, diesem zu entrinnen. Da besann ich mich auf die Mahnung, die mir der Secretary for Interior in seiner Abschiedsrede nach dem Examen ans Herz gelegt hatte, mich nicht mit dem Departementsexamen in der africaansschen Sprache zu begnügen, sondern darin auch noch die Maturität zu bestehen. Da mir auch von

Die Verfasserin mit dem neuen Doktorhut

anderer Seite gesagt worden war, daß dies für spätere Beförderungen nützlich sein könnte, setzte ich mich nochmals hin, nahm einen Korrespondenzkurs in Africaans und konnte dann auch nach dreiviertel Jahren, gerade vor meinem ersten Europa-Urlaub, in Kapstadt die Maturität in Africaans bestehen.

Vorher hatte ich aber noch meine Arbeiten aus Bechuanaland bei der Sonit South African University als Dissertation für den Doctor of Science eingegeben. Mein neuer Doktorhut erregte beim Landbau-Departement einiges Aufsehen. Es bewilligte mir zu meinem Ferienurlaub nach Europa noch einen sechsmonatigen Studienurlaub. Dafür war ich sehr dankbar.

Die Versuchsstation in Fauresmith

Nach meiner Rückkehr aus Europa wurde mir die Errichtung und Betreuung eines Laboratoriums im Oranje-Freistaat anvertraut. Die ersten Pläne der Gebäude hatte ich schon nach einigen Besuchen in der Gegend vor meinem Urlaub gezeichnet. Das Labor mußte aus dem Nichts geschaffen werden. Von der Gemeinde Fauresmith, die 130 Kilometer südlich von Bloemfontein und 158 Kilometer westlich von Kimberley liegt, waren der Regierung etwa 75 Morgen auf 99 Jahre zur Schaffung einer Versuchsstation verpachtet worden. Dort siedelte ich mich an. Ich war von Anfang an «Officer in Charge».

Das Gebiet befindet sich in dem sogenannten Brokenveld (gemischtes Veld von Karoobüschen und Gras) und gilt als ausgezeichnete Schafzuchtweide. Erst in den letzten Jahren wird hier auch Großvieh gehalten. Damals war noch so gut wie nichts über den Fütterungswert, die Minerale und die Physiologie der Karoobüsche bekannt. Meine Aufgabe sollte sein, dies alles zu untersuchen.

Das neue Labor mußte aber zuerst noch gebaut werden. Bis dahin war ein altes Haus gemietet und mit Elektrizität versehen worden. Die nötigen Apparate hatte ich von meinem Urlaub mitgebracht. Ich konnte meinen Assistenten kommen lassen, Eingeborene zur groben Arbeit einstellen und die ersten Analysen der Karoopflanzen machen, bevor auch nur ein neues Haus seinen Grundstein hatte.

Als das Departement meinen Eifer sah, stellte es mir genügend Geld zur Verfügung. Auch mein Personal wurde größer. Ich hatte einen «Foreman», der an der landwirtschaftlichen Schule Bloemfontein trainiert worden war. Außerdem war ein alter Schuhmacher aufgetrieben worden, der die Karoopflanzen kannte. Dieser machte mir wegen seiner Eifersucht auf den Doktor und den «Foreman» mehr Mühe als das Einleben in die ganze neue Pflanzenwelt. Das Departement stellte mir eine Typistin. Später kamen noch mehr Fachleute hinzu, die ich alle in die vernachlässigte Karooflora einzuführen hatte. Außerdem besuchten uns regelmäßig Systematiker von Pretoria zur Beschreibung der vielen noch unbekannten Spezies; sie brachten Zeichner mit, um die großen Werke über die südafrikanische Flora zu illustrieren. Alle diese Gäste brachte ich in der Regel in meinem Hause unter.

Doch ich habe vorgegriffen. Das erste Jahr war für mich sehr hart, denn meine eigene Wohnung befand sich etwa 1½ Kilometer von meinem Office entfernt und dieses wieder 2 Kilometer von dem Grundstück, auf dem das neue Labor und ein Haus gebaut wurden. Zwischen meinem Wohnort und dem Labor lag ein hoher Hügel, über den nur ein steiniger Kuhweg führte. Meine halbe Zeit lief ich zwischen Labor, dem Ort und meiner Wohnung hin und her, weil im Office die Assistenten Anleitungen bei ihren Analysen verlangten und man mich gleichzeitig über Bau- und Wohnungseinrichtungen konsultieren wollte. Ich habe in diesem Jahr zwölf Paar Schuhe durchgelaufen.

Im März 1930 konnten wir die neuen Gebäude beziehen. Aber ein Telephon fehlte noch, und für jedes interurbane Gespräch mußte ich eine halbe Stunde Weges in glühender Hitze zurücklegen.

Von meiner Arbeit und von trockenen Gewittern

Um den Fütterungswert der Karoopflanze festzustellen, untersuchten wir jahrelang deren Zusammensetzung. Die Pflanzen wurden alle paar Wochen eingesammelt, in ihre Organe zerlegt und analysiert. Nach und nach standen mir mehrere Assistenten zur Seite, die fast nur für diese chemischen Analysen verwendet wurden. Bald wurde klar, daß die Analysen allein kein genaues Bild des Wertes der Pflanzen gaben. Fütterungs- und Verdauungsversuche, die Monate in Anspruch nahmen, wurden ausgeführt. Im Gegensatz zu dem Grase waren die Karoobüsche reicher an Mineralien, aber ärmer an Stickstoff. Dafür wurde der Stickstoff gut verdaut. Ein großes landwirtschaftliches Problem ist es, daß der Karoobusch nur frisch gut verdaut wird. Man kann von ihm weder Heu machen noch Pflanzenbriketts, wie sie die Empire Chemical Industries in Jealott Hill in Surrey aus Gras machen und die ihren Nährwert für Jahre behalten. Der getrocknete Karoobusch wird kaum vom Schaf verdaut.

In einer Gegend, wo so wenig Regen fällt, liegt es nahe, den Wasserhaushalt der Pflanzen zu studieren und diesen mit den Pflanzen anderer Gegenden zu vergleichen. So entstand meine Serie über die Transpiration südafrikanischer Pflanzen, die dem Zwecke dient, die dürreresistenten Spezies möglichst genau zu kennen.

Als die Antierosionsarbeiten, also der Kampf gegen die Abschwemmung der Humusschicht, in den Vordergrund traten, wurden wir Botaniker gefragt, was man tun könne, um das Weideland wieder herzustellen. Das brachte es mit sich, daß der Samenproduktion und Keimung der Karoopflanzen viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Natürlich hängt es auch stark vom Personal ab, welche Arbeiten in Angriff genommen werden können. Zuletzt waren wir im Labor unser neun Weiße und elf Farbige. Im allgemeinen wurden die eingeborenen Schwarzen nur zu ungelernter Arbeit verwendet. Die meisten sind kaum für etwas anderes als für Geschirrabwaschen und Saubermachen zu gebrauchen. Da ich aber über wenig gelerntes Personal verfügte, versuchte ich von Anfang an, auch Eingeborene beizuziehen. Etwa zwei bis drei Schwarze zeigten genügend Interesse, um mir für meine Transpirationsversuche die richtigen Pflanzen zur rechten Zeit zu bringen. Ein Eingeborener montierte mir meine Herbarpflanzen und war verantwortlich, daß jede ihre Etikette und Nummer hatte und daß genügend Duplikate vorhanden waren.

Ein anderer wußte genau, welche Trichter und Gläser bei einem Ausflug zur Untersuchung von Blausäurepflanzen nötig waren und sah sogar etwas im Mikroskop. Ein Schwarzer lernte, mir für die großen Reisen alles so einzupacken, daß die wertvollen Apparate auf den oft halsbrecherischen Pfaden nicht zu Schaden kamen.

Einzelne Eingeborene waren auf der Station selbst untergebracht, weil oft Nachtarbeit nötig war, zum Beispiel beim Einsammeln von Pflanzen zur Bestimmung des Zuckers und der Stärke im Laufe von vierundzwanzig Stunden. Überdies brauchten wir die Schwarzen als Hilfe bei Bränden.

Wir haben zwar wenig Regen. Dafür umsomehr sogenannte trockene Gewitter. Bei diesen ist es geradezu eine Ausnahme, wenn der Blitz nicht einschlägt. Ich kann gar nicht sagen, wie oft wir schon im Labor und in meinem Haus gelöscht haben. Der Blitz wird wohl angezogen, weil bei uns die elektrische Leitung endet und das Labor auf Eisenstein gebaut ist. Durch Erfahrung gewitzigt, schalten wir nun, sobald es zu blitzen beginnt, alle elektrischen Leitungen aus.

Anfangs der dreißiger Jahre war allerdings ein Blitz einmal schneller als mein Befehl « Ausschalten ! » Er schlug in eine elektrische Lampe, schmolz diese zur Kugel zusammen, die gegen mich rollte; der Blitz sprang über mich weiter zum Stickstoffapparat, schlug alles kurz und klein, sprang dann zur Wasserleitung und verschwand.

Sommertag in Lugano
Photo : Hans Unger

Ein Student hatte einen Stuhl unter mich gesetzt, weil meine Knie nachgaben. Ein anderesmal schlug der Blitz in unser Schaltbrett. Drei bis vier Meter lange Funken sprangen gegen unsere offene Vorratskammer, wo Azeton und Äther standen. Ich war allein. Es würgte mich im Hals, als ich Alarm gab. Eine halbe Minute später befanden sich unsere Feuerlöscher mit Schwefelsäure und Bikarbonat in Aktion. Die Damen halfen eifrig mit. Als gelöscht war, sahen wir alle schrecklich aus. Die Schwefelsäure war zu rasch geflossen, und unsere Kleider und Strümpfe hingen in Fetzen an uns herunter. Aber wir hatten die Explosion verhindert.

Von Wüstenreisen, einem Märchenparadies und Buschmännern

In der Wahl des Arbeitsthemas ließ man mir freie Hand. Nur wenn irgendwo in der Union pflanzenphysiologische Probleme auftauchten, wurde ich beigezogen und gefragt, ob ich eine bestimmte Untersuchung übernehmen wolle. Solche Fälle bedingten dann oft monatelange, weite Reisen.

Unter anderem besuchte ich auch die Grasvelder in Natal, der östlichen Kapprovinz Namaqualand, um für die Phosphor- und Proteinkarte des Weidelandes der Union Beiträge zu liefern.

Da ich viele Probleme zusammen mit dem Tierarznei-Laboratorium Onderstepoort bearbeitete, wurde es allmählich Sitte, daß ich, wenn irgendwo eine Krankheit auftrat, die Tierärzte begleitete. Es gibt eben in Südafrika gewisse Tierkrankheiten, die an bestimmte Boden- und meteorologische Faktoren gebunden sind. Gewöhnlich liegt die Ursache bei einer oder mehreren Pflanzen, die ihren Stoffwechsel so verändern, daß sie für kurze Zeit für die Tiere schädlich werden. Eine solche Pflanze ist zum Beispiel der Tribulus terrestris. Sein Gift ist sehr flüchtig; reißt man die Pflanze aus und bringt sie nach dem Laboratorium, so ist sie schon nach wenigen Stunden nicht mehr giftig. Die Pflanze lebt nur vom Oktober bis zum April und bloß in Trockenjahren und ist zudem nur zwischen November und Februar giftig. Das erschwert die Arbeit sehr.

Ich erwähne diesen Tribulus, weil mir die Lösung der Probleme, die er aufgibt, sehr am Herzen liegt. Vieles vom Stoffwechsel dieser Pflanze wurde in den letzten Jahren durch systematische Untersuchungen bekannt, aber nur eines der Gifte konnte bis jetzt isoliert werden.

Ich besuchte die Wüste in Namaqualand in der Zeit der fürchterlichsten Trokkenheit, dann aber auch nach den Frühlingsregen, die etwa jedes zehnte Jahr die Gegend in ein Märchenparadies verwandeln.

Man fährt heute im Auto auf einer festen Straße bis Springbok. Seit etwa 15 Jahren stehen dort auch Hotels, die von Blumenfreunden, Gold- und Diamantensuchern besucht werden. In ihnen ist allerdings Whisky häufiger als Wasser. Zum Waschen bekam ich nur einen kleinen Becher. Für das Auto mußte das Wasser teuer bezahlt werden. Von Springbok führt nur eine lose Sandstraße nach Goodhouse, von wo eine Fähre über den Oranjefluß nach Südwestafrika führt. Auf dieser Durststrecke ist schon manches Auto verunglückt. Deshalb mußten wir, eine Zoologin und ich, vom Departement aus einen Eingeborenen als Führer mitnehmen. Er trank dann allerdings unser Wasser, das wir für das Auto mitgenommen hatten. Wir mußten schließlich unseren Tee in den Radiator gießen, um diesen zu kühlen. Aber diese Nebensachen verblassen neben der Blumenpracht der Wüste in einem guten Jahr. Unser Weg führte über vielleicht 2000 Kilometer. Meilenweit breiten sich die Namaqualand-Daisies aus, hellgelb, orange bis tief burgunderrot. Man kann sich nicht sattsehen. Dann folgen ödere Strecken, mitten darin schimmert eine Art Glockenblume und färbt die eintönige Landschaft blau.

Die Wüste ist übrigens nicht ohne Bäume. Leere Flußläufe sind durch tiefwurzelnde Rhus gekennzeichnet. Wo es noch trockener ist, unter 2 cm Regen pro Jahr, steht der Kokerboom, große Euphorbien und kleine buschförmige Wolfsmilchge-

Die Malerin
Photo: L. Bernauer

wächse, zum Beispiel Euphorbia virosa, aus der die Buschmänner eines ihrer Pfeilgifte zubereiten.

Die Buschmänner, die in dieser Wüste immer noch vorkommen, sind außerordentlich primitiv. Sie gehen nicht einmal aufrecht, sondern affenähnlich gebückt. Das Gift ihrer Pfeile wirkt unfehlbar tödlich. Man kennt noch kein Gegengift. Bis vor kurzem haben die Weißen jeden Buschmann, der ihnen unter die Augen kam, wie Wild niedergeschossen. Es handelte sich darum, wer der erste war, denn die Buschmänner schossen auf jeden Weißen, den sie erblickten. Heute leben die meisten Buschmänner in Reservaten.

Es gibt auch in der Wüste Verkehrshindernisse. In dem losen Sand schaukelt ein Auto stärker als ein Schiff auf hoher See bei Sturm. Wir saßen einmal plötzlich auf einem zwei Meter hohen Euphorbiabaum. Allerdings fällt man auch wieder leicht.

Bei Goodhouse ist der Standort des einzigartigen sukkulenten Baumes, Pachypodium namaquarum, mit seinem 40 cm dicken sukkulenten Stamm. Er sieht aus wie ein Elefantenrüssel und ist etwa 2 bis 2½ Meter hoch. An seiner Spitze sitzt ein Kranz mit den gelb und schwarzen Blüten. Dieser Blütenkranz dreht sich mit der Sonne. Die Eingeborenen halten ihn nicht für eine Pflanze, sondern nennen ihn Halbmensch. Soviel über das Namaqualand.

Der Namib galt eine andere meiner Reisen in die Trockengebiete. Im Jahre 1937 hatte die South African Association for the Advancement of Science in Windhoek ihre wochenlange Tagung. Die Stadt Swakopmund lud die Botaniker ein, den einen Standort der Welwitschia mirabilis, der Stammpflanze der blütentragenden Pflanzen, zu besuchen. Man stellte uns drei Personen drei Autos zur Verfügung, denn in diesen Wüstengegenden darf kein Auto allein fahren. Der Weg war von steingefüllten Fässern markiert, weil die Spur von dem losen Sand rasch verweht wird.

Wir fuhren von Swakopmund früh morgens weg. Überall tropfte Tau und Nebel in die Behälter, die unter den Dächern der Häuser standen. Es ist das einzige Wasser, das Swakopmund hat. Wenig außerhalb der Stadt, die 1934 ihren Hafen durch Versandung verlor, kreuzten wir den Swakopmundfluß, der morgens etwas Wasser führt, nie aber während des Tages. Am Fluß wuchsen rot die Blätter eines Mesembrianthemums, «blutende Finger» genannt. Dann wurde die Vegetation spärlich. Der Nebel legte sich auf die Wüste und verschwand erst, als die Sonne höher stieg. Nur ein paar dürre Sträucher waren zu sehen, keine Tiere. Endlich nach stundenlangem Fahren kamen wir zum Standort der Welwitschia. Die Begeisterung der Botaniker war so groß, daß eine der Damen mich um die Taille faßte und mit mir einen Kriegstanz um das Gewächs ausführte. Ich bin sehr froh, daß die Herren Botaniker ihre Kamera nicht schnell genug bereit hatten, um dieses Schauspiel zu verewigen.

Für eine Arbeit über Transpirationsfragen, das heißt über den Wasserhaushalt der dortigen Pflanzen, weilte ich alles in allem in vier Malen über sechs Monate in den Drakensbergen, der südafrikanischen Schweiz. Dieser Name rührt daher, daß die Drakensberge eine Höhe bis zu 4000 Metern erreichen, aber es fehlten der ewige Schnee, Gletscher und Seen. Wir wohnten im Catkhin-Parkhotel. Von dort mußte das Gepäck von den Eingeborenen auf die Bergterrassen oder in den Urwald getragen werden, wo ich arbeitete. Zu meiner Arbeitsstätte hatte ich morgens zwischen vier und fünf Uhr eine Stunde bergauf zu gehen, um meine ersten Ablesungen zu machen. Um diese Zeit sah ich ganze Gehege wilder Truthähne, Antilopen sprangen über meinen Pfad, Affen bewarfen mich mit Zweigen und Nüßchen.

Von Schlangen und Katzen

Weniger angenehm waren die Schlangenerlebnisse. An einem Tag krochen vier lange, grüne Baumschlangen hintereinander an meinen Apparat und meinen Stuhl. Als die erste auftauchte, rief mich der «Zuluboy» an. Der «Boy», der mir vom Natal-Labor

geliehen war, durfte eigentlich nach Eingeborenengebrauch mich nicht direkt anreden, sondern mußte sich an meinen persönlichen «Boy» wenden, wenn er etwas von mir wollte, aber in der Not ist alles erlaubt. Ich verstand nicht, was der « Boy » sagte, denn ich kenne die Zulusprache nicht. Wohl aber verstand ich, was er meinte. Als mich der « Boy » eine halbe Sekunde wie versteinert dasitzen sah, rief er mich nochmals an. Ich sprang nach hinten. Vor mir sprang die Schlange a u f das zwei Meter hohe Gras. Von da an begriff ich den Ausspruch: « Die Schlangen segeln auf dem Gras », denn in der Tat bewegte sie sich auf der Spitze des Grases vorwärts.

In einer weiteren Sekunde schlug der Zulu auf die Schlange. Er glaubte, sie nicht richtig getroffen zu haben. Als sich in den nächsten zwei Stunden die Szene dreimal wiederholte, meinte er, es handle sich immer um das gleiche Tier. Schließlich fanden wir vier tote Schlangen. Wir verbrannten sie, und sie stanken entsetzlich.

Die Schlangen, seien es nun Kobras oder Riesenschlangen, scheinen übrigens die größten Feinde der Physiologen zu sein. Meine treuesten Wächter gegen sie waren meine Katzen, besonders mein getreuer Fips, der mich zwanzig Jahre lang auf allen meinen großen Reisen begleitete. Ich bewohnte noch nicht lange in Fauresmith das alte Haus außerhalb des Ortes, als eines Nachts um zwölf Uhr der große Kater auf mein Bett sprang, mich zupfte und ganz eigenartig miaute. Ich wußte sogleich, daß eine Schlange in der Nähe sein mußte. Der Kater ging mir in die Studierstube voraus. Tatsächlich war dort eine Kobra unter meinem Schreibpult aufgerollt. Ich befahl der Katze, bei der Schlange zu bleiben, bis ich einen Besen geholt hatte. Das gute Tier verstand alles und stellte sich zwischen mich und die Schlange. Schließlich schlug ich in der Aufregung mit dem falschen Teil des Besens zu. Natürlich erhob sich die Kobra sofort zum Angriff. Das Gift floß mein Pyjama hinunter, aber ich hatte nun blitzschnell den Besen gekehrt und schlug der Schlange das Rückgrat entzwei. Da jedoch auch so behandelte Schlangen nicht schnell sterben und ich ungern das Haus mit einer halbtoten Schlange teilte, überlegte ich mir, was zu tun sei, als mein « Boy » in der Hintertüre erschien. Ich hatte offenbar mehr Lärm gemacht, als ich mir vorstellte. Mein « Boy », der Mann meiner Köchin, der im Außengebäude schlief, war aufmerksam geworden, hatte aber in seiner Aufregung statt des Schlüssels zuerst die Schere mitgenommen, um die Türe zu öffnen, aber auch er erholte sich vom Schreck, brachte den Schlüssel und spedierte die Schlange ins Freie.

Mein Haushalt

Beim Bau des Laboratoriums in Fauresmith wurde mir seinerzeit auch ein kleines Haus errichtet. Ich zahle für die Miete 12½ % meines Einkommens. Das Haus enthält drei Zimmer, eine sehr kleine Stube, die Küche, ein Badzimmer und eine Speisekammer auf einem Boden. Auf zwei Seiten ist das Haus von einer großen Veranda umgeben. Es befindet sich am Fuße des Berges. Seine Außengebäude liegen höher und umfassen eine Kammer für die Eingeborenen und ein fensterloses Zimmer für die Koffer. Ich verfüge über elektrisches Licht, Stecker für Glätteisen, Teekessel und elektrischen Ofen, aber die Elektrizität ist sehr teuer. Die Küche enthält einen Kohlenherd mit einem Boiler.

Mein größter Kummer ist, meine Bücher kaum aufstellen zu können, denn die Zimmer sind sehr klein. Die Veranda und Fenster sind von Moskitonetzen geschützt, nicht so sehr der Insekten wegen, die leider nicht abgehalten werden können, sondern wegen der kleinen Raubtiere, sprang mir doch schon in der ersten Nacht, als ich das Haus bezog, eine Wildkatze in das Schlafzimmer.

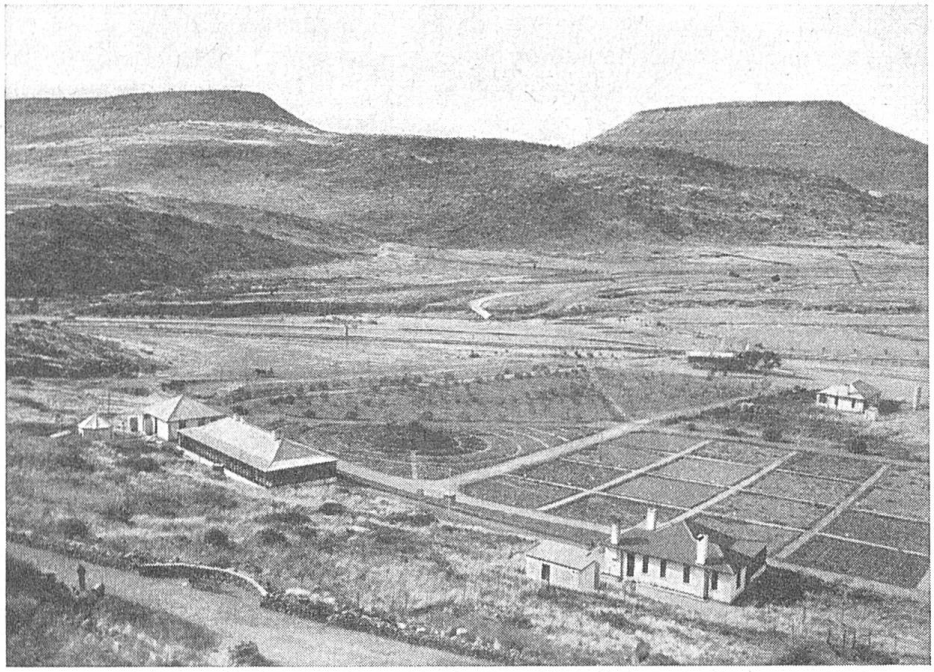
Ich lebe allein im Hause. Zwei eingeborene Frauen besorgen die Hausarbeit. Ich höre das Entsetzen der armen dienstbotenlosen Schweizerinnen. Aber die Verhältnisse sind hier eben ganz anders. Meine « Girls » kommen im Sommer kurz nach fünf Uhr morgens und bereiten mir den

«early morning tea». Dann hole ich mit einem der Mädchen Gemüse und Blumen aus dem Garten, wenn es solche hat. Im Ort kann man meistens keine bekommen.

Unterdessen wird vom andern «Girl» ein englisches Frühstück bereitet, ohne Porridge für mich. Die Mädchen machen sich nachher zum Frühstück einen sehr trockenen Porridge aus Maismehl, zu dem sie gerne Fett oder Konfitüre essen. Kaffee trinken die «Girls» sehr gerne, und zwar vor dem Krieg halb Zucker und halb Kaffee.

Nach dem Frühstück suche ich das Labor auf, das nur hundert Meter entfernt ist. Die Mädchen bringen das Haus in Ordnung, und da ich auch für Milch Selbstversorger sein muß, rahmen sie die Milch ab und machen Butter oder Weichkäse. Darauf begeben sie sich nach Hause und besorgen ihre Kinder. Jede Frau bekommt jährlich ein Kind und kann dann einige Monate nicht für mich arbeiten. Deshalb habe ich mich mit einer eingeborenen Familie arrangiert, daß sie mir immer zwei Frauen zur Verfügung stellt.

Um zwölf Uhr kommen die «Girls» zurück und bereiten den sehr leichten Lunch, Milch oder Tee mit Früchten, belegtem Brot oder einer Eierspeise. Um ein Uhr steht alles auf dem Tisch. Das ist eigenartig, da keines der Mädchen die Uhr kennt oder mit Sicherheit auf zehn zählen kann.



Fauresmith Reserve

Laboratorium *mein Haus*

Nach Tisch ziehen sich die «Girls» zurück und erscheinen erst gegen fünf Uhr wieder, um das Abendbrot, meine Hauptmahlzeit, zu kochen. Meine Köchin kocht sehr gut und ist jeder Europäerin im Sterilisieren von Früchten und Gemüsen gewachsen. Sie fühlt sich als Hauptperson des Dienstpersonals und befiehlt der «Binnemaid» und dem «Boy», der die Kühe melken, die Hühner versorgen, den Garten und das Auto betreuen muß.

Man wäscht jede Woche, da man Kleider, Unterkleider wie auch die Bettwäsche täglich wechselt.

Im Winter schlachten wir bei Fleischnot oft selbst, eine Springbockantilope, ein Schaf oder ein Ochskälbchen.

Schweizerische Anekdoten

Berner Witze von 1848

Der Stadtberner Volksmund hat einige Schnurren aus der Zeit des Kampfes um den Bundessitz aufbewahrt; ihr Alter wird dafür bürgen, daß sie manchen heutigen Eidgenossen neu sind, und da wir im Jubiläumsjahr leben, so darf man wohl auch jene Zeugnisse freundeidgenössischer Neckerei mit Zürich auffrischen, das ebenfalls Bundesstadt werden wollte. Sie werden um so weniger wehtun, als es, wie man sehen wird, den Bernern von damals so wenig wie denen von heute an Selbstironie gefehlt hat.

✶ *In der Tagsatzung, so erzählte man, war die schöne Idee aufgetaucht, jedes Bundesglied sollte einen Beitrag zu dem zu errichtenden Bundeshaus stiften — so wie es seither im Palais des Nations in Genf geschehen ist. Der Plan habe sich zerschlagen an der Haltung von Zürich, das nur die Fensterläden habe liefern wollen, was für den Ersten Stand als etwas wenig erachtet wurde. Die Bosheit liegt in den Fensterläden, die auf berndeutsch «Jalousien» heißen.*

✶ *Als dann das Bundesratshaus, das die Gemeinde Bern auf ihre Kosten zu bauen hatte, fertig war, kam man auf den Gedanken, den berühmtesten Architekten der Zeit, den Franzosen Viollier-le-Duc beizuziehen. Er spazierte mit den Händen auf dem Rücken um den Neubau herum und sagte nichts. Dringend um seine Meinung gebeten, bemerkte er: «Ce n'est pas très beau, mais ça tiendra.»*

✶ *Die Solothurner hatten zuvor gerade das Gegenteil erlebt. Sie hatten mit großen Kosten ihre Stadt neu befestigt, Bastionen und Tonnentürme errichtet, wie man sie heute noch sieht, und wollten ihre Freude am vollendeten Werk durch ein Urteil des großen Festungsbauers Vauban bestätigen und krönen lassen. Vauban bemerkte: «C'est très joli — mais si ça tient?» ...*

✶ *Als die erste Session der Bundesversammlung zu Ende gegangen war, wurde ein Député aus dem Gros-de-Vaud von seiner Ehegemahlin Justine gefragt, comme ça était. Er antwortete: «On peut causer avec les Bernois, mais pas avec les Orientaux.» Damit rechtfertigte er in seiner Weise die Wahl Berns zum Bundessitz, die dank den Welschen zustande gekommen war.*
Bern fand in dieser Unterstützung einen späten Reflex seiner alten Westpolitik, ohne die es keine welsche Schweiz gäbe.
Ein Skeptiker aber mutmaßte, die Welschen hätten Bern vorgezogen, weil sein volltönender Name sich besser zum Schimpfen eigne als das auf französisch spitz klingende «Zurich».

Ernst Schürch.

Bei hiesigen ländlichen Verhältnissen betragen die Löhne solcher «Girls» monatlich 15 Schilling bis ein Pfund Sterling. Dafür aber bekommen sie alle Kleider, Medizin, ärztliche Behandlung und Mais für die ganze Familie. In der Stadt gibt es mehr «Boys» als «Girls», für die etwa sechs bis sieben Pfund Sterling im Monat bezahlt werden.

Als eigentliche Herren des Hauses werden von meinen «Girls» offenbar meine siamesischen Katzen betrachtet. Denn wenn sie Kleider oder Ferien wollen, sagen sie: «Mumpara (das Männchen) glaubt, ich brauche eine neue Schürze», oder «Kieric (das Weibchen) meint, ich sollte Flanelette für meine Kinder haben».

Natürlich erhalte ich viel Besuch von offiziellen Persönlichkeiten auf der Durchreise von Pretoria oder Bloemfontein nach dem Kap.

Mit den Farmern bin ich gut Freund. Zuerst waren sie zwar etwas entsetzt, daß eine Frau auf den Posten des «Officer in Charge» kam, aber wir haben uns aneinander gewöhnt.

Jeden Monat fahre ich einen Tag auf eine Farm und sehe mir das Weideland an. Es gehörte zu meiner Aufgabe, gutes und schlechtes Weideland so zu studieren, daß ich, wenn ich auf ein unbekanntes Weideland komme, imstande bin, festzustellen, ob es gut oder schlecht ist. Wichtig zur Vermeidung von Tierkrankheiten ist, daß ein Veld nicht nur aus zwei oder drei Pflanzen besteht, sondern daß viele gute Spezies vorhanden sind. Auch das gute Karooland hat, selbst wenn es nicht überweidet wird, nicht die gleiche Tragkraft wie beispielsweise das Weideland in der Schweiz.

Für solche Veldbesuche fahre ich gewöhnlich im Auto auf eine Farm hinaus, um dann je nach dem Zustand des Weidelandes und der Weglein entweder mit meinen Assistenten zu Fuß weiterzugehen oder dann noch ein Stücklein im Auto oder im Capecart über Hügel und Tal zu fahren. Die Mahlzeit nimmt man dann gewöhnlich auf einer Farm ein und wird mit der ganzen Familie bekannt.

Oft fahre ich auch am Sonntagnachmittag auf eine Farm zu Besuch, aber dann zeigt mir kein Farmer sein Land, das wäre Arbeit, und die meisten sind fromme Leute.

Es gibt auch Farmen, die von Frauen, häufig Witfrauen, geführt werden. Solche finden sich zur Arbeit oft zusammen. Ich bin mit ihnen sehr vertraut geworden. Oft wenn sie nach Fauresmith kommen, sprechen sie bei mir vor und essen bei mir. Auch ich verbringe manches Weekend auf ihren Farmen.

Seit vielen Jahren gehöre ich der «Women's Agricultural Union» an, einem Frauenklub, in dem monatlich eine Demonstration oder eine Vorlesung über Land- und Gartenbau, Nadelarbeit oder Haushaltfragen gehalten wird. Ich wirke nun als ratgebendes Mitglied in der Kommission des Klubs. Trotz aller meiner Wissenschaft bin ich nämlich an Frauenarbeit sehr interessiert. Ich wasche zwar ungern ab, aber koche um so lieber, ich liebe Handarbeit und stricke wie jede Schweizerin gut.

Auf den Farmen zeigen mir die Frauen oft ihre Speisekammern und führen mir stolz ihre Konfitüren oder ihr Dörrfleisch vor, geben mir ein neues Kochrezept oder lassen sich von mir von einer unserer Schweizer Spezialitäten erzählen.

Als ich einmal schwer krank war, durfte ich erfahren, daß ich hier nicht allein stehe. Mein Arzt erzählte mir, er werde den ganzen Tag am Telephon gefragt, wie es mir ginge. Sobald es erlaubt war, besuchten mich dann auch wirklich Farmer und Farmerinnen und brachten mir schöne Früchte mit oder von ihrem berühmten Biltong des Springbocks, einer Antilope, eine Delikatesse ähnlich wie das Bündner Bindenfleisch.

Bei der Abschiedsfeier vor meinem jetzigen Europa-Urlaub drückte ein alter Farmer die Hoffnung aus, mich bald wieder zu sehen, ich werde ihnen immer willkommen sein. Dies im Herzen der südafrikanischen Nationalisten zu hören, wo es wohl bekannt ist, daß ich als geborene Auslän-

derin zur Smuts-Partei gehöre, hat mich tief gerührt.

Heute, nach sechsundzwanzig Jahren in der Union, fühle ich in manchen Fragen wohl mehr als Südafrikaner denn als Schweizer. Wenn ich in die Schweiz komme und besonders beim Anblick des Frühlings oder wenn ich einige Wochen im Hochgebirge verweile, frage ich mich zwar oft, wie man die Schweiz überhaupt verlassen kann. Schweizer Heimweh wird nicht kleiner im Laufe der Jahre. Aber was soll eine Schweizer Wissenschafterin in ihrer Heimat, die so wenig für diese Frauen tut?

Da musste ich lachen . . .

In der Übungsschule eines Lehrerinnenseminars hat eine Praktikantin nach den Sommerferien mit einer zweiten Primarschulklasse eine Lektion über das Thema „Die Kornernte" zu halten. Es ist ihr im Methodikunterricht die aus dem letzten Jahrhundert stammende Theorie beigebracht worden, man dürfe einen neuen Lehrstoff niemals unvermittelt anpacken, man müsse vielmehr jede Lektion mit einer sogenannten „Einstimmung" beginnen, d. h. mit einer umständlichen Anknüpfung an Vorstellungen und Erlebnisse der Schüler. Unsere Praktikantin will nun im Sinne dieser Methode von den Schülern die Antwort haben, daß sich die Bauern über das schöne Sommerwetter gefreut hätten, vor allem, weil es die Ernte begünstigte, — womit die eigentliche Lektion dann hätte beginnen können. Die angehende Lehrerin fragt die Schüler zunächst, ob es ihnen in den Sommerferien gefallen habe, warum es ihnen gefallen habe, und bekommt schließlich wunschgemäß die Antwort „wegen des schönen Wetters". Nun entwickelt sich folgendes Gespräch:

Praktikantin: „Wem hat das schöne Wetter auch noch gefallen?"
Eine Schülerin: „Meiner Großmutter."
Praktikantin: „Sehr gut. Wem sonst noch?"
Ein Schüler: „Unserem Briefträger."
Praktikantin: „Auch sehr gut. Wem sonst noch?"
Eine Schülerin: „Unserer Katze."
Praktikantin: „Ja, den Tieren auch, gewiß. Wem aber sonst noch?"
Eine Schülerin: „Am Fräulein Großmann (die reguläre Lehrerin)."
Praktikantin (leicht bebend): „Recht so, gewiß. Aber man sagt nicht ‚am' Fräulein Großmann, sondern ‚dem' Fräulein Großmann, gelt? — Aber wem sonst hat denn das schöne Wetter noch gefallen?"
Ein Schüler: „Am Heiland."

W. Sch.

Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begebenheit für unsere Leser auf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.